

ZEUGENSCHRIFTTUM

ZS-3142-7

Name: Spies, Gerty	ZS Nr. 3142	Bd. I	Vermerk:
katalogisiert Seite: 1-2	Sachkatalog: KZ IV Theresienstadt Juden I		
	Personen: Spies, Gerty		
katalogisiert Seite: 3 - 13	Sachkatalog: Juden I Juden V - München KZ IV - Theresienstadt		
	Personen: Spies, Gerty Spanier, Julius Dr.		
katalogisiert:Seite:	Sachkatalog:		
	Personen:		
katalogisiert Seite:	Sachkatalog:		
	Personen:		

**Im KZ
Theresienstadt verlor
die Jüdin Gerty Spies
acht Angehörige. Innere
Befreiung suchte sie in
Gedichten, die sie
heimlich verfaßte. Zur
Woche der Brüderlichkeit
ihr Lebensbericht**



men. Und auf der Brust hatte man den gelben Stern zu tragen. Jeder durfte uns beschimpfen, bespucken, verfolgen, schlagen, umbringen. Und was noch alles verboten war — so viel kann man nicht aufzählen. Dann kam die „Kristallnacht“.

Als ich an einem Tag im Juli abends nach Hause kam, bückte ich mich nach einem dicken Umschlag, der am Boden lag. Er brannte in meiner Hand: Ja — ich wußte es — Transport! Wieder war ich allein in der Wohnung — wie damals. Ruth hatte keinen Befehl erhalten. Sie war ja nur „halb“. Sie durfte bleiben, das heißt sie durfte allein zurückbleiben. Als wenige Tage später große fensterlose Lastwagen uns am Münchener Hauptbahnhof „verluden“, hatte man uns von dem wenigen erlaubten Gepäck schon das meiste weggenommen. Den Ring vom Finger, den Mantel aus dem Koffer, die Zahnpa-

Hungergestalten aus den Türlochern auf uns zu. Sie näherten sich Schritt für Schritt, und endlich standen sie vor uns. „Ich weiß schon lange nicht mehr, was auf der Welt geschieht. Haben Sie nicht eine Zeitung?“ Aber dann kam die Wahrheit — sie bettelten um Brot. Wir gaben diesen Hungergespennern, was wir noch hatten. „Arme, arme Menschen“, dachten wir — und weiter nichts. Soweit dachten wir nicht: „Bald werden auch wir solche armen, armen Menschen sein.“

Am anderen Tag gab es Brot für drei Tage. Zwei Tage später mußte man es wegwerfen. Es war schimmelig.

Wie könnte ich in Kürze dieses Leben beschreiben? Worunter litten die einzelnen Häftlinge am meisten? Unter dem Hunger, der Seuche, dem Schmutz, der Enge, dem Ungeziefer, dem Heimweh, der Kälte, der Erniedrigung, der Angst vor der Weiterverweisung in den Tod (und was es sonst noch gab)? Die Menschen sind verschieden. Um von mir zu sprechen: Mich quälte das Heimweh, die Sorge um meine Tochter, der Freiheitsentzug. Die langen Nächte lag ich schluchzend wach am Fußboden unter Läusen, Flöhen, Wanzen. Wir wurden zur Arbeit eingeteilt. Ich konnte vor Tränen nichts sehen. Andere fanden sich mit der Zeit ab. Bei mir half alles nichts.

Kampf am Boden des Kellerlochs

Die Gefangenen wollten überleben, wenn auch nur um einen Tag

Ich wurde am 13. Januar 1897 in Trier, der Römerstadt, geboren. Mein Vater war Kaufmann im Textilgeschäft. Bis tief zurück in die vergangenen Jahrhunderte waren unsere Vorfahren im südlichen Rheinland ansässig gewesen. Wir waren eine glückliche Familie, fühlten uns als Juden wie auch als Deutsche, beides mit Ueberzeugung, und glaubten an unser Heimatrecht. Auch damals zwar gab es immer wieder einmal Zeugnisse von Judentum und -hetze. Andere Kinder spottelten uns auf der Straße nach, oder Lehrerinnen benachteiligten jüdische Kinder. Und wenn es auch nicht häufig vorkam, so schlummerte es doch unter der Oberfläche. Ein starkes Familienleben schützt und stützt. Trotzdem blieben leichte Schattungen in der Erinnerung. Waren wir anders als die anderen?

Im ganzen aber war das Leben fröhlich und voller Wunder. Man lebte friedlich und geborgen dahin — wir hatten unseren „Friedenskaiser“, für den wir Backfische schwärmten. Seit 1871 hatte es keinen Krieg mehr gegeben. War überhaupt ein Krieg bei uns noch möglich?

Ja, er war möglich. Ich war 17, als der Erste Weltkrieg ausbrach. Mein Bruder meldete sich freiwillig zum Kriegsdienst. Die ganze Klasse meldete sich und wurde völlig aufgerieben. Mein Bruder, Reserveoffizier und Inhaber des Eisernen Kreuzes, fiel zwei Monate vor Kriegsende im September 1918. Ich war allein im Haus, als die Nachricht eintraf, und mußte den Eltern die Botschaft bringen. Ich sah meinen Vater weinen. Hier endete meine Jugend.

„Sara“ und „Israel“

Zwei Jahre später heiratete ich. Der Krieg war verloren, das Volk verarmt. Eine Gier nach Genuß, Sex, Abenteuer ergriff die Jugend — Nachholbedarf! Zahlreiche Nachkriegssehen zerbrachen damals. Vier Jahre im Schützengraben hatten in vielen jungen Männern den Glauben an einen Sinn ihres Daseins zerstört. Konnte es einen Gott geben, der dieses Morden zuließ? Sie wollten nur noch an sich reißen, was das Leben ihnen vorenthalten hatte. Schwer für eine junge Frau, das hinzunehmen. Unsere Wege trennten sich, aber wir blieben Freunde.

Ich fand mich in München wieder, wo ich nicht dem erlernten sozialpädagogischen Beruf, sondern der Musik und vor allem der Erziehung meiner kleinen Tochter lebte. Es kam die Zeit der großen Arbeitslosigkeit. Ruth war elf Jahre alt, als Hitler gewählt wurde. Die Arbeitslosigkeit hat ihn gewählt. Er hatte so viel versprochen.

Im Anfang sagten viele: „Es wird schon nicht so schlimm werden.“ Auch manche Juden sagten: „Mir kann niemand etwas anhaben. Ich war doch im Feld. Ich war doch an der Front.“ Aber das Netz zog sich immer enger zusammen. Immer neue Bestimmungen, Formulare, teuflische Einfälle — zuletzt mußte ich Ruth aus der Schule nehmen. Sie war eine sogenannte „Halbarierin“: Vater Christ, Mutter Jüdin. Kein Kind durfte mehr mit ihr sprechen.

**Hab' alles verloren,
Bin einsam und leer.
Ward wieder geboren,
Nun schmerzt es nicht mehr.**

**Ich hab' überwunden
Den tödlichen Stich,
Im Staube gefunden
Das schlummernde Ich.**

Zeitweilig war uns der Lebensmitteleinkauf verboten. Wir suchten ferne Straßen auf, wo uns niemand kannte. Aber dann wurde uns auch das Trambahnfahren verboten. Verboten, ein Dirndlkleid zu tragen — verboten, mit dem Zug zu fahren — verboten, mit einem Soldaten zu sprechen — verboten, ein Geschäft zu betreten, dem man nicht zugeordnet war — verboten, mit Christen zu verkehren — verboten, abends auszugehen — verboten, auf einer Bank zu sitzen — verboten, ins Theater, Konzert oder Kino zu gehen.

Das Telefon wurde uns weggenommen, sie nahmen uns auch die Ersparnisse. Vielen wurde die Wohnung, das Haus geraubt. Die Frauen mußten zusätzlich den Vornamen „Sara“, die Männer „Israel“ anneh-

men. Und so weiter... So führen wir. — Wohin?

Bei Regen kamen wir in Bauschwitz (CSSR) an. Zwischen Pfützen lagen Alte und Kranke vom vorherigen Transport und warteten darauf, abgeholt zu werden. Wir gingen mit dem Rest unserer Habe zu Fuß nach Theresienstadt.

Erster Eindruck: Ein Leichenwagen voller Brotlaibe, von Menschen gezogen. Brot schien es zu geben. Dann durch die Straßen — schlurfende Elendsgestalten, verhungerte Gesichter hinter vorhanglosen Fenstern, Schmutz und üble Gerüche. Unser Entsetzen nahm kein Ende. Riesige Komposthaufen kochten in der Sonne. In der sogenannten Schleuse wurde unser restlicher Besitz nochmals durchkämmt.

Als wir am ersten Abend im leeren Schuppen herumstanden und überlegten, ob es denn keine andere Möglichkeit gäbe, als sich auf den kahlen Boden zu legen, kamen die

*Und es rauscht der Regen nieder,
Dumpfe Schwüle in den Gassen.
Manchmal tönen auf dem nassen
Pflaster schwere Schritte wider.*

*Plötzlich schrillen aus der Höhle
Eines Torwegs Frauenschreie —
Angstgepeitscht, in steiler Reihe
Schwellen sie zum Wahngegröle.*

*Und es jagt sie das Entsetzen
Vor sich selbst durch irre Schauer.
„Hilfe!“ widerhöhnt die Mauer,
Und die Stille reißt in Fetzen.*

*Stimmen schwirren, Fenster klirren,
Und die hohlen Schritte hallen
Näher. Trostestropfen fallen
In des Angstschreies Flammenwirren.*

*Und des Schmerzes Feuersäule
Wächst und greift mit irren Armen
In den Himmel: „Herr, Erbarmen!“
Drauf erstirbt das Schmerzgeheule.*

*Und es rauscht der Regen nieder
Wie die Tränen stummer Leiden.
Ueber Furcht und Elend breiten
Sich des Schlafes Schatten wieder.*

**Das Bild der Festungswand
Ist mir ins Herz gebrannt
Und will nicht weichen.
Doch meine schwache Hand
Sucht über Strom und Land
Nach dir zu reichen.**

Schließlich, um mich endlich in die Hand zu bekommen, teilte ich mir selbst die schwerste Arbeit zu, die ich finden konnte: Ich meldete mich als Heizerin in der Glühspaltenrei. Das hieß Holz und Kohlen schleppen und zerkleinern, oft unter Lebensgefahr und unter Anspannung aller Kräfte, die einem der Hunger ließ. Und da aber das noch nicht genug war, um mit der Qual der Verzweiflung fertig zu werden, suchte und grub meine Natur in den eigenen Gründen nach einem Ausweg, der auf ihre Art „ins Freie“ führte: Ich fing an zu schreiben.

Flut von Gedichten

Meine Gebilde wandten sich ab von der Wirklichkeit und suchten ihren Stoff im Bereich der Phantasie. Eine schwere Lungenentzündung warf mich auf meine Strohmattre am Boden des Kellerlochs, das ich mit anderen teilte. Ich weiß nicht, wie mein Arzt es fertigbrachte, an das Eubasin zu kommen, mit dem er mir das Leben rettete. Er selbst wurde Monate später in den Tod geschickt. Das Fieber, der Kampf um Sein oder Nichtsein weckten ungeahnte Kräfte in mir; und nun begann eine Flut von Gedichten loszubrechen, die ganz der Wirklichkeit gehörten, die drängten, das Leben, unser Leben hier in Theresienstadt darzustellen.

Ich hatte kein Papier, ich hatte nur einen winzigen Schreibstumpf. Aber als die anderen merkten, daß meine Produkte nicht nur mich, sondern uns alle meinten, fingen sie alle an, nach Papier zu suchen und brachten, was sie fanden. Schriftliche oder künstlerische Darstellungen unserer

Thema der Arbeit

...

Institut für Zeitgeschichte ARCHIV	
Akz. 6304/181	Best. ZS 3142
Rep.	Kat. Sa

WINTER 1943/44

In einer Baracke hausen wir alle,
Da hat uns der Wirbel zusammengeweht,
Da dröhnen die Tritte mit hölzernem Halle,
So daß man das eigene Wort nicht versteht.

Da stehen die Bäume wie tote Gespenster
Und strecken zum Himmel ihr wirres Geäst,
Da sickert der Regen durchs klappernde Fenster,
Da surrt ein Gedräng wie im Hornissen-Nest.

Da stöhnen die Kranken, da keifen die Alten,
da stampfen die Stiefel durch wäss'rigen Kot.
Da läßt sich vor Kälte der Löffel nicht halten,
Da packt uns das Fieber — da streift uns — der Tod —

Da kauert das Heimweh bei Nacht in der Ecke,
Da frieren im Auge die Tränen zu Eis.
Da glühen die Bilder aus finstrem Verstecke
Und sengen das Herz, das von Glück nichts mehr weiß.

Fern rauschen die Wälder, fern lachen die Seen,
Die Sonne verschwendet ihr mütterlich Licht.
Die Sterne erzählen von Kommen und Gehen,
Sie blicken hernieder und sehen uns nicht.

In einer Baracke hausen wir alle,
Da nährt uns das Brot, das den Hunger nicht stillt.
Da würgt uns das Schicksal mit eiserner Kralle,
Bis daß uns das Blut aus dem Herzen quillt.

Wir blicken zum Himmel, wir heben die Hände,
Wir stöhnen ins Kissen ein einziges Wort:
„O Vater der Gnade, ein Ende, ein Ende!
Uns schreckt keine Zukunft — nur fort — nur fort!“

HERBST 1944

Der Herbst mit seinem nassen Gewand
Fegt rauschend über das nackte Land.
Weine, o Erde!
O weh, wie weht es die Blätter hinab!
Sie ziehen die Hoffnung, die Hoffnung zu Grab,
Daß Frieden werde.

Ich schlepp' mich zur Arbeit, ich schlepp' mich nach Haus
Von einer Baracke zur andern.
Der Krieg, ja, der Krieg ist noch immer nicht aus.
Das Elend zieht mir die Seele aus,
Und die Jahre, sie wandern.

Die Erde schmilzt, und der schmatzende Kot
Zernagt mir die Sohlen. Die Sonne ist tot.
Die Nebel ziehn — und dahinter,
Die Stirn umdrot
Von gierender Not,
Heut brüllend zu Tale der Winter,
Der Winter, der sechste Winter! —
Der Himmel zerreißt! — Und dahinter!? —
Nicht mich! — — Geh vorüber — — Tod — —

erfaßte jedesmal das Lager, wenn bekannt wurde: „Eichmann ist wieder da.“ Der nächste Transport stand bevor.

Aber Theresienstadt bot genügend Gelegenheit, diese Welt auf direktem Weg zu verlassen. Die alten Menschen starben an Entkräftung (sie flossen aus, wenn man so sagen kann), die Jüngeren an Typhus, Unterernährung, Lungenentzündung, Vitaminmangel, Hauterkrankungen, viele einfach am Hunger. Jeden Morgen wurden die Toten gesammelt, sie lagen übereinandergestapelt hinter den Haustüren und wurden auf Karren geladen. Man hätte viele retten können. Jüdische Aerzte gab es in Fülle. Aber Medikamente gab es nicht.

Nichts verloren

Manche mögen sich wundern, daß es kaum Selbstmorde gab. Jeder fühlte sich durch die Gewalt seiner Lage doppelt aufgerufen, alle Kraft in sich zum Ueberdauern wachzuhalten. Man wollte überleben, und wenn auch nur um einen einzigen Tag. Hier ging es nicht um das Physische allein. Nein, sie sollten nicht siegen, die Vernichter. Wir wollten siegen! Aber wer schafft das ...?

Und das war nicht das einzige Ziel. Ich habe viel über Menschen geschrieben, denen ich dort begegnet bin. Ihnen und allen anderen, die nicht wiederkamen, ein unzerstörbares Denkmal zu setzen, so gut ich es eben vermag mit meinen bescheidenen Worten, das ist mein und anderer Ueberlebender Wunsch und Ziel. Ich habe unendlich viel Liebe erfahren und weiß, daß nichts verlorengeht. Nie in meinem Leben habe ich so innig beten können, mich dem Schöpfer so nahe gefühlt, ihn so als Wirklichkeit empfunden, wie während dieser drei langen Jahre der Verbannung in Theresienstadt.

Die Heimat

Der Russe war es, der uns befreite. Es war im Mai 1945, als er bei uns einzog. Der Russe war es auch, der unsere hungerkranken Mägen heilte. Es gab Tag für Tag Graupensuppe — das tat der Schleimhaut wohl. Nach Hause ließ er uns allerdings nicht so bald. Im Lager hatte sich der Flecktyphus ausgebreitet. Wir sollten ihn nicht verschleppen und kamen in Quarantäne. Aber auch das ging vorüber. Am 23. Juni 1945 brachte ein offener Lastwagen die überlebenden Münchner Juden in ihre zerstörte Heimatstadt zurück. Die Stadt besaß keine Autobusse mehr.

Seither lebe ich hier und schreibe.
Gerty Spies



Das Tor zum Konzentrationslager Theresienstadt in der Tschechoslowakei.

Bild: Süddeutscher Verlag

Lage waren aber bei Todesstrafe verboten. Es hieß also alles verstekken. Und als ich wieder gesund war, schleppte ich tagtäglich alle diese Zeugnisse des Geschehens mit mir herum, um die Zimmerkameradinnen nicht zu gefährden. Es gab immer wieder Razzien, bei denen ganze Quartiere bis auf den letzten Winkel durchsucht wurden.

„Dienstag 500 Waisen“

Dabei gab es Tote, Verletzte, Gefangene. Theresienstadt war umgeben von anderen, kleineren Lagern, die als Strafgefängnisse dienten. Wer zum Beispiel beim Zigarettenrauchen ertrappt wurde, und wenn es sich auch nur um eine halbe Zigarette handelte, wurde in ein solches Lager abgestoßen, das nur wenige lebend verließen. Eine Anzahl von

Malern, die unsere Hölle darzustellen gewagt hatten, zahlten mit dem Leben.

Theresienstadt war ein Sammelbecken für die Weiterverfrachtung nach Auschwitz. Daher ist jeder Häftling, der aus dieser Stadt lebend heimkehrte, ein Wunder. Die Weitertransporte wurden vorzeitig angeordnet. Das hieß: „Uebermorgen 500 Ehepaare über 60“ oder „Nächsten Dienstag 500 Waisenkinder“. Die Auswahl aber, wer im einzelnen mitgehen sollte und wer nicht, hatten jüdische Häftlinge von der sogenannten Selbstverwaltung zu treffen. Vielleicht kann sich der Leser eine Vorstellung machen, was das für die mit der Auswahl beauftragten jüdischen Männer bedeutete. Denn sie wußten natürlich, wohin die Reise ging. Eine Woge der Angst

NACHHER

Ich bin zurückgekehrt — ich weiß nicht wie.
Ein sanftes Wunder ist an mir geschehen.
Ich hör' der Heimatglocken Melodie,
Die Berg' und Wälder darf ich wiederschen.

Ich bin zurückgekehrt — mir ist so weh!
Ist alles anders, als es einst gewesen,
Weil ich's mit jenen neuen Augen seh',
Mit denen ich das Leid der Welt gelesen.

Ich bin zurückgekehrt — O fragt mich nicht
Nach jenen Schatten, die die Sinne meistern
Und bei des Mondes weißem Totenlicht
Das Nachts durch die zersprungne Seele gelstern.

Faint, illegible text from a document, possibly a newspaper or journal, with a large diagonal watermark.



Gerty Spies:

Erinnerungen an Dr. Julius Spanier

25-3742 -4

Dr. Julius Spanier, am 18.4.1880 in München geboren, studierte Medizin an der Ludwig-Maximilians-Universität, ließ sich in München als Kinderarzt nieder, gründete mit Prof. Hecker die städtische Säuglingsfürsorge, stand im Ersten Weltkrieg als Arzt an der Front, beteiligte sich zurückgekehrt an zahlreichen sozialen Unternehmen, die er oft aus eigener Tasche unterstützte, arbeitete bis zur nationalsozialistischen Machtergreifung als Vertrauensarzt für die städtische Kirchenschule, wurde dann aber 1933 aller Ämter und Ehrenämter enthoben, verlor seine Praxis und wurde 1942 ins Konzentrationslager Theresienstadt verbannt, kehrte von dort erst im August 1945 in seine Heimatstadt zurück, wurde hier zum Vorstand der jüdischen Gemeinde und in den städtischen Senat gewählt, arbeitete fortan als Chefarzt der Kinderklinik in der Lachnerstraße, war Mitvorstand der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit, wo er durch sein Wirken und die Kraft seiner Persönlichkeit viel zur Verständigung zwischen Christen und Juden beitrug. Er starb in München am 27. Januar 1959. Trotz vieler bitterer Erfahrungen ließ er sich nie in seinem Glauben an das Gute im Menschen beirren. Sein Motto war: "Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da."

Wer von Dr. Spanier erzählen will, muß sich der einfachsten Sprache bedienen. Nur so kann er der Geradheit und Größe seines Wesens gerecht werden. Auch gibt es keinen besseren Wegweiser zur Persönlichkeit eines Menschen als sein Verhalten während der Zeit schwerster Prüfung.

Wir schreiben das Jahr 1933. Damals, als die Katastrophe einsetzte, war einem Teil der Judenheit noch eine gewisse Galgenfrist vergönnt. Nach und nach vorstoßend, breitete

Institut für Zeitgeschichte ARCHIV	
Akz. 6304/81	Best. 253142
Rep.	Kot. Sa

die Teufelei sich nur langsam aus. Drohung und Grausamkeit einerseits, andererseits lügnertisches Hinhalten und Beschwichtigen ließen die Opfer immer wieder ins Ungewisse fallen, um sie endlich desto sicherer eingarnen zu können.

Für Dr. Spanier gab es diese Spanne der inneren Umstellung, des Atemholens vor dem Ausbruch der Hölle nicht. Viel zu sichtbar stand er im Blickpunkt der Gesellschaft in seiner Eigenschaft als hervorragender Arzt und tätiger Menschenfreund und - nicht zuletzt - als bekennender, den Gesetzen seines Glaubens getreuer Jude. Was wunder, daß man ihm gleich bei Beginn der Katastrophe alle öffentlichen Ämter aus den Händen riß. So entfiel für ihn von einem Tag zu^m ändern die geliebte Tätigkeit als Schularzt wie auch bei der Münchner Säuglingsfürsorge, deren Mitbegründer er gewesen. Von Anfang an blieben auch viele Patienten fern, die sich innerlich oder äußerlich der Staatsgewalt verpflichtet fühlten. Die Praxis schrumpfte, Spanier wurde vors Finanzamt gerufen: "Da stimmt doch etwas nicht, Herr Doktor? Wieso geben Sie auf einmal nur solch geringes Einkommen an?" Gelassen wie immer gab Spanier zurück: "Ja, meine Herren, haben Sie überhaupt noch nichts von einem Herrn Hitler gehört?"

Es ging weiter. Die Bezeichnung "Arzt" wurde sämtlichen jüdischen Medizinern aberkannt. Das schäbige Ersatzwort "Heilbehandler" rückte an ihre Stelle. - Wie nahm dieser weise Mann derlei Demütigungen und Zurücksetzungen auf? - "Da kann man nichts machen - wir werden schon irgendwie durchkommen."

Unter zunehmenden Erniedrigungen, Einschränkungen und Verlusten gingen vergingen fünf Jahre. Herauf stieg das Jahr 1938 - Jahr der Grünspan-Affäre, der Kristallnacht, der Wohnungsverluste, der Vermögensberaubungen - das Jahr, das schon in atemloser Verirrung zum Kriege hintrieb, den jüdischen Männern keine ruhige Stunde mehr gönnte und auch ihre Frauen aus der Angst nicht mehr entließ. Sie konnten nur zu Hause sitzen, warten und beten. Viele Münchner Juden wurden nach

Dachau verschickt. Sie kehrten nicht alle lebend zurück.

Am frühen Morgen des 9. November läutete bei Spanier, der damals noch in der Müllerstraße wohnte, das Telefon. "Fliehen Sie, so schnell Sie können! Man ist bereits unterwegs! Man holt alle, die man nur findet!"

Die Warnung war erfolgt - was nun? - "Jetzt frühstücken wir erst mal," meint Spanier. - "Nein!" Seine Frau beschwört ihn: "Frühstücken können wir nicht mehr!" - "Wenigstens eine Tasse Kaffee." - "Nein! Nichts! Nur fort!"

Nun begann ein rastloses Irren durch das Labyrinth der Straßen. Flüchtling in der eigenen Heimatstadt, die zum unschuldigen Verräter geworden war. Weiter, weiter - man suchte entfernte Stadtviertel auf, wo man hoffte, von niemand erkannt zu werden, die Kappe tief in die Stirn gezogen, vorbei an wachhabenden Polizisten, auf der Suche nach Opfern umherstreunenden SA-Leuten - weiter, nur weiter! Der Durst wurde quälender, die Schwäche nahm zu - Dr. Spanier war damals immerhin schon nahe der Sechzig. - Nur schnell im Bahnhof eine Tasse Kaffee! - Nein, nein, wir sind viel zu bekannt hier! - Wohin?

Schließlich war alles gleich - man bestieg eine Trambahn und fuhr aufs Geratewohl nach Laim hinaus. Ach, endlich ein winziges, fernes Café! Hier kennt uns niemand, hier können wir ausruhen, uns stärken! - Sie wollten schon eintreten, als sie in letzter Sekunde in dem Mann, der gerade die Fenster putzte, einen eingeschworenen Parteianhänger und Judenfeind wiedererkannten. Sie entflohen, so schnell sie konnten. Es ging auf den Mittag zu. Wo fand sich ein Unterschlupf in dieser Stadt, für deren Wohl man gelebt, gearbeitet, Opfer gebracht hatte!

In der Nähe des Ostbahnhofs wohnte eine Familie, die seit Jahren seinem Patientenkreis angehörte. Bescheidene, stille

Bürger, für die es keine Unterschiede gab zwischen Mensch und Mensch - und auch keine Angst. Als sie den Gast erkannten, taten sie weit ihre Tür auf. Hier endlich war Ruhe, zwischen schützenden Mauern konnte man Atem schöpfen. Ein paar Stunden lang war man wieder man selber.

Bei anbréhender Dunkelheit machte sich Frau Spanier mit ihrem Gastgeber auf den Weg zu ihrer Wohnung und übergab ihm die Waffen, die ihr Mann von seiner Teilnahme am Ersten Weltkrieg noch besaß. ~~Während~~ ^{Wären} sie bei ihm gefunden worden - sie hätten für ihn als Juden den Tod bedeutet. Der Freund entfernte sich und versprach, sie in den Fluß zu versenken.

In seinem Versteck zitterte Spanier indes um seine Frau, die erst in später Nacht zurückkehrte. - Hier konnte sie nun aber nicht bleiben! Sich bei sogenannten Ariern verstecken, hieß doch die Retter in Gefahr bringen. Konnte man das verantworten? - Fort, fort! - Aber doch nicht nach Hause, wo man ja am ehesten entdeckt werden konnte! - Wohin! - Ins jüdische Krankenhaus. Dorthin hatte er seine restliche Praxis bereits verlegt, dort war er behandelnder Arzt geblieben. Dort war er von Herzen willkommen.

Kaum waren sie angelangt, schon stürzte atemlos jemand zur Tür herein: "Licht aus! Sie kommen!" Also auch hier keine Ruhe. Die Suche nach Opfern machte vor einem Krankenhaus nicht halt.

Da stand ein leeres Bett. Auf Flehen seiner Frau warf er die Kleider von sich, zog die Decke bis zur Stirn hinauf. So lag er reglos, während draußen das Haus durchsucht wurde. Sein Versteck blieb von den Spähern vergessen. Schon entfernten sie sich. Aufatmen - Gott sei Dank! - Zwei Minuten später waren sie wieder da. Von neuem Inspektionen in Zimmern, auf Treppen und Gängen. Wieder wurde die Stube vergessen. Da hielt es Spanier nicht länger. Er sprang hoch: "Schluß jetzt!

Ich geh' hinaus! Was hab' ich Böses getan! Ich war im Krieg, - ich hab' andere Gefahren gesehen! Was brauch' ich mich hier zu verbergen!"

zu zweit hielten sie ihn gefesselt und sperrten die Tür - nicht vor den Verfolgern, sondern vor dem Verfolgten, der sich den Mäschern stellen wollte.

Als die Gefahr vorüber war, erlitt Spanier den ersten Herzanfall seines Lebens. Dann zog er in aller Sachlichkeit sein Resümée: "Wir sind nirgends mehr sicher. Wir gehen in unsere Wohnung zurück."

Konnte man im eigenen Heim angstlos leben? Wochenlang wurde die Suche nach jüdischen Männern fortgesetzt. So hieß es selbst hier, sich verstecken, als wäre niemand daheim. Also: kein Licht, kein Wasser - damit das Gurgeln der Leitung im Haus nicht gehört wurde - Verdunklung bei Tag und bei Nacht. Läutete das Telefon - man durfte den Hörer nicht abheben, sonst hätte man sich verraten. Aber wie den Patienten helfen! Die treue Kappe über die Augen gezogen, suchte Spanier bei Nacht seine Kranken auf, während seine Frau von anonymen Telefonzellen aus - die sie ständig wechselte - zu erfahren suchte, wer der Hilfe bedurfte. Verarmte Patienten, deren es damals eine große Zahl gab, behandelte er stets ohne Entgelt, ja, beschenkte sie obendrein. - Des Nachts brachten die Getreuen vom Ostbahnhof Lebensmittel herbei. Selbst einzukaufen wäre gefährlich gewesen. Unter ständigen Aufregungen neigte das Jahr sich dem Ende zu.

1939. Der Krieg brach aus. Im Herbst verlegte das Ehepaar gezwungenermaßen auch seine Wohnung ins jüdische Krankenhaus. Praxis und Wohnung, nun lag beides wieder beisammen. Ein bitterer Trost. - "Sie waren doch im Krieg?" fragte der Sturm-banführer, "und Sie können doch wohl behandeln?" - "Das kann ich." - "Dann werden Sie fortan beim Arbeitseinsatz den

Vertrauensarzt machen.- Aber bezahlt bekommen Sie nichts."
- "Daran bin ich ja schon gewöhnt", gab Spanier zurück.

Vertrauensarzt beim Arbeitseinsatz - Was bedeutete das? Im Lohhof, zwischen München und Dachau, waren Juden beiderlei Geschlechts, von halben Kindern bis ins hohe Alter hinauf, zur Zwangsarbeit in der Flachsbereitung eingesetzt worden. Eine Fron, die in Bezug auf Anforderungen und persönliche Behandlung zu den verzevendsten, auf brutalste Ausnützung angelegten Arbeiten gehörte, die erfunden waren, um die Ausrottung beschleunigen zu helfen. Die Alten brachen zusammen, die Jungen brachten in der unmenschlichen Hetze die Hand in die Maschine, fielen dem Hunger, dem rücksichtslosen Arbeitstempo zum Opfer. Für diese Menschen Vertrauensarzt sein, hieß die Bürde doppelter Verantwortung tragen, zwischen der Befehlsgewalt jener Herren und dem eigenen Gewissen täglich, stündlich entscheiden müssen, selber am gefährlichsten bedroht. Schrieb man alle Kranken krank, so überstieg man sozusagen das Kontingent und verscherzte sich die Möglichkeit, wenigstens die Kränksten vorübergehend vom Dienst zu befreien. Wie aber sollten die Betreuten, vorzüglich die Jungen, das ohne Bitterkeit hinnehmen! - Doch sie fügten sich - sie verstanden ihren Arzt - weil er sie verstand.

Bei dieser Tätigkeit - im jüdischen Altersheim in der Hermann-Schmid-Straße - erlaubte mir der Zufall, ihn zum erstenmal persönlich zu sehen. Es war für einen kurzen Augenblick, als ein Schwerverletzter vor ihn gebracht wurde. Nie werde ich vergessen, was ich aus seinen Zügen las. Das war nicht das allgemeine billige Mitleid - nein! Das war jenes tiefe, schmerzliche Mitleiden, das im Bruder sich selber sieht.

Chefarzt des Krankenhauses, Privatarzt, Vertrauensarzt - zu alledem gesellte sich der Befehl, im Lager Berg am Laim, wohin nun die restlichen Juden der Stadt zusammengetrieben

wurden, auch noch als Lagerarzt zu fungieren. Wann? Am Tag blieb keine Zeit. Also nachts. - Wie dort hingelangen? Mit der Tram zu fahren, war schon lange verboten. Von der Hermann Schmid-Straße nach Berg am Laim dreimal wöchentlich zu Fuß und wieder zurück - das vermochte neben alledem kein Sterblicher zu leisten. Da kam wieder die Mütze zustatten. Aber - o weh! - es war hinzugekommen, was die Lage erschwerte: der Judenstern! - So eilte Spanier, die Mappe fest vor die Brust gedrückt, um den Stern zu verdecken, die Mütze tiefgezogen, bei Dunkelheit zum Südbahnhof, von wo er mit dem Nachtzug nach Berg am Laim fuhr.

"Zum mindesten müßte man doch den Ärzten das Fahren erlauben!" empörte er sich. Er sprach es vor falschen Ohren. Es wurde weitergetragen. An einem Freitag morgen kam Spanier nach Haus - es war im Juni 1942 - "Muggelá, jetzt mußt du packen." - "Wie! Schon wieder umziehen?" - Nein, diesmal nicht. Transport - nach Theresienstadt. Spanier war der erste Münchner Arzt, der verschickt wurde. Man hatte ihn denunziert.

Freunde kamen, sie brachten Lebensmittel und Wäsche. Jedoch Gewicht und Umfang waren vorgeschrieben, es hieß sich beschränken. Andern Tags, im Lager Milbertshofen, ging das Gepäck durch die sogenannte Schleuse. Waschkörbeweise wurden die geraubten Dinge beiseite geschafft. - "Jetzt sind unsere Koffer schön leicht geworden." Mit diesen Worten kam Spanier aus der Baracke zu seiner Frau zurück. Man hatte ihnen fast alles herausgenommen.

Zuletzt bot ihm ein wohlmeinender Kollege ein überraschendes Geschenk an: Zyankali. "Man kann nicht wissen, wie Sie es brauchen werden." - "Nehmen Sie es wieder mit," sagte Spanier, "ich bin in Gottes Hand. Was er mir auferlegt hat, will ich tragen."

Unterwegs. Glühende Sommerhitze. Befehl: "Wer ein Fenster öffnet oder gar den Kopf hinausstreckt, wird erschossen." - Spanier steckte den Kopf hinaus. "Machen Sie zu!" schrie es von draußen. Spanier ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. "Ich bin beauftragt, für das Wohl der Kranken zu sorgen. Dazu gehört, daß ich ihnen Wasser reiche." - Nochmals die Warnung: "Fenster zu!" - "Gut, jetzt mache ich zu," sagte Spanier.

Was würde geschehen? Auf der Weiterfahrt fragte er sich: Wird man mich nun erschießen, wenn der Zug wieder hält? Oder werde ich weiterleben? - Der Zug hielt. Zum Fenster herein rief eine Stimme: "Jetzt können Sie Wasser haben!" Spaniers Mut hätte imponiert. Der betroffene SS-Mann ergriff sogar den Pumpenschwengel, um den Schwestern die Kannen zu fallen.

Theresienstadt. Ein Mitglied des Ältestenrates empfängt den bekannten Arzt mit dem Angebot, ihm aufgrund seiner Verdienste eine bevorzugte Stellung, eigenes Zimmer und bessere Verpflegung zu verschaffen. Spanier lehnt alles ab: "Ich habe ~~mir~~ schon immer gewünscht, einmal nur Arzt sein zu können ohne alle Bezahlung. Ich will hier nicht prominent sein, sondern nur helfen."

Diese Einstellung hat ihm wahrscheinlich das Leben gerettet. Theresienstadt war keine Endstation. Die Vorstellung, die viele mitbrachten, daß sie hier nach Jahren der Qual und Angst endlich Ruhe fänden, gründete sich auf läugerische Versprechungen der Gestapo-Beauten. Theresienstadt bedeutete Hunger, Kälte, Seuchen, Enge und Ungeziefer, Mangel an primitivsten zivilisatorischen Einrichtungen - Massensterben und unausgesetzte Angst vor Verschickung. Theresienstadt war Sammelbecken vor dem Weitertransport in die Todeskammern von Auschwitz. Und - je prominenter, desto exponierter. - Aber wer dachte daran! Es fiel den armen Opfern immer erst ein, wenn es bereits zu spät war, daß sie besser nicht prominent gewesen wären. - Die Transportangst ließ keinen los - bis zuletzt. Man lag des Nachts auf dem Fußboden, einer neben dem andern, frierend, von Hunger verzehrt, und wünschte sich den Tag und die Fron herbei, um vergessen zu können.

"Na, Herr Doktor," fragt ein Bekannter, "wie gefällt Ihnen Theresienstadt?" - Spaniers Antwort: "Was wollen Sie - es gibt hier kein Telefon, es gibt kein Finanzamt, keine Behörden - ich brauche keine Rechnungen zu schreiben - warum soll es mir nicht gefallen?"

Arzt in Theresienstadt. - Ja, da waren viele gute Ärzte. Was nützte das: Es gab keine Medikamente. Täglich starben bis zu 170 Menschen im Lager. Arzt im Jugendheim - schön. Aber gerade die Jugend fiel in weitem Ausmaß den Seuchen zum Opfer, und ganze

Kindertransporte wurden in den Tod von Auschwitz verschickt.

Spanier ließ es sich nicht anmerken, wenn ihm das Herz schwer war. Er gab sich immer heiter, erzählte ^{lustige} witzige Anekdoten - sein Humor lenkte auch die Schwerverkranken zweifelsfrei von ihren Leiden ab. Überall hieß er "der Sonnenschein".

"Siehe, es schläft und schlummert nicht der Hüter Israels." Mit diesem Bibelwort, das Kardinal Faulhaber dem Münchner Rabbiner Baerwald zum Troste geschrieben hatte, tröstete Spanier nun seine Kranken. Oft war er ihnen nicht nur Arzt - auch Priester war er ihnen, und immer trug er sein schwarzes Käppchen in der Tasche mit sich, um - da ja nur selten ein Geistlicher zur Stelle war - über den Dahinscheidenden die Sterbegebete sprechen zu können.

Trotz Entbehrung und Überlastung befaßte er sich neben der behandelnden Tätigkeit noch mit dem eingehenden Studium der im Lager auftretenden Leiden. Er war es, der einer unter den Häftlingen grassierenden unheimlichen Krankheit endlich auf die Spur kam: der Pellagra. Darauf hielt er zahlreiche Vorträge vor seinen Kollegen, um sie über Ursache, Wesen und Heilmethoden zu unterrichten. Letztere scheiterten wieder an Medikamentenmangel. - Spanier brauchte auch nicht lange zu rätseln, als eines Tages seine eigene Frau mit allen Symptomen der Pellagra zu ihm kam. Auch ihr konnte nicht viel geholfen werden. Es war einfach nichts da.

Daß in drei langen Jahren alle Transporte an dem Ehepaar Spanier vorübergingen, ist eines der Wunder Theresienstaats - so wie jeder Überlebende ein Wunder ist.

Endlich war der Tag gekommen. Theresienstadt wurde durch die Russen befreit. Vorerst aber war von Freiheit nicht viel zu spüren, wennzwar das Leben leichter wurde, der Hunger aufhörte, wieder Hoffnung aufkeimte. Doch wurde mit den aus guten Gründen so genannten Todesmärschen der aus vielen Lagern zuletzt noch nach Theresienstadt zusammengetriebenen Häftlingen der Flecktyphus eingeschleppt. Nun gab es ein großes Chaos. Die Zahl der Ärzte hatte sich ver-

ringert, die der Patienten erhöhte sich von Tag zu Tag. Drei Tage und Nächte arbeiteten Ärzte und Schwestern ununterbrochen, um nur die primitivste Hilfe leisten zu können, und die folgenden Wochen verstrichen unter fieberhaftem Einsatz höchster Leistung. Voran Dr. Spanier.

Seiner Tätigkeit wurde bald ein Ende gesetzt: "Ich glaub', ich hab Fleckfieber," sagte er eines Morgens, stand aber trotzdem auf und wollte seiner Arbeit nachgehn. Er fiel auf der Stelle um. Mit seiner Vermutung hatte er recht gehabt. Ein Glück, daß er sich hatte impfen lassen - sonst hätte er nicht überlebt. Ich besuchte ihn. Von Schmerzen gequält, von Fieber geschwächt, trotz der Ungewisheit des Ausgangs gab er sich heiter, gütig und väterlich, wie ich ihn anders nicht kannte.

Zwar hat er den Flecktyphus überstanden, aber sein Herz hatte dabei einen bleibenden Schaden erlitten. Mit einem der letzten Transporte, im Krankenwagen liegend, kehrte der Patient erst im August 1945 - also 2 Monate ~~später~~ später als die meisten übrigen Häftlinge - in seine Vaterstadt zurück. Von 12.000 deportierten Münchner Juden waren unser ~~130~~ 130 am Leben geblieben.

Nie vergesse ich den Tag, da Spanier zum Präsidenten der Münchner jüdischen Gemeinde gewählt wurde. Es geschah kurz nach seiner Rückkehr, so unzeremoniell wie nur möglich, und fand im Altersheim an der Kaulbachstraße statt, das wunderbarerweise nicht von Bomben zerstört war. Als der offizielle Teil vorüber war, ging der Gewählte im Garten spazieren. Da sah er mich mit meiner wiedergefundenen kleinen Familie auf einer Bank sitzen, kam auf uns zu und legte, ohne sich lang mit Begrüßungsworten aufzuhalten, seine Hand auf den Kopf des Babys, um die Fontanellen zu tasten. Dann zog er, ebenfalls wortlos, einen Block heraus und schrieb ein Rezept auf. Von Dank wollte er nichts hören.

Wie sollte das Leben nun weitergehn nach all dem Entsetzlichen, das geschehen war? Ganz einfach: Man begrub alle Bitterkeit, die Liebe zum Menschen war stärker, die Leidenschaft für den Beruf ungebrochen. "Ich hab alles vergessen," pflegte er leichthin zu sagen.

Aber das hab ich ihm nie geglaubt. Der Jude in ihm konnte, durfte und wollte auch nicht vergessen. Aber sein gütiges Herz hatte verziehen, und sein weitblickender Geist war aus dem Erleben über das Erleben emporgewachsen. Ihm als Präsidenten der Ärztekammer fiel nach dem Krieg die schwere Aufgabe zu, einigen Kollegen mitzuteilen, daß sie wegen ihrer politischen Vergangenheit vorläufig ihren Beruf nicht ausüben durften. "Sie sehen," tröstete er sie, "es geht auf und ab im Leben. Auch mir ist es so ergangen, und wie bei mir, so wird es auch bei Ihnen eines Tages wieder anders kommen." - Einer Ärztin, der Frau eines Kollegen, der gleichfalls wegen seiner politischen Vergangenheit längere Zeit im Lager Moosburg gehalten wurde, verschaffte er inzwischen eine Praxis, damit sie sich und ihr Kind ernähren konnte. So daß einen Menschen habe er noch nicht erlebt, erklärte ihr Mann, als er davon erfuhr.

Die Zeiten wandelten sich, ⁴ sie wandelten nicht den Mann. Weder konnten hohe Ehren ihn entfremden, noch konnten Enttäuschungen ihn erbittern. Für die Gefährten jener großen Tage des gemeinsamen Leids blieb er der hilfsbereite, verstehende Freund. Wer sein Haus betrat, kam in ein Haus des Friedens. Wer ihm begegnete, fand einen Vater.

Honorar hat Spanier von seinen Freunden und Leidensgefährten nie genommen. Gegen diese seine große Güte war man wehrlos. - Noch eine kleine, liebenswerte Eigenheit: Wenn Spanier untersuchte - das war ihm wohl selbst nicht bewußt -, pflegte er seinen Patienten mit du anzureden, auch wenn er sonst "Sie" zu ihm sagte. Er war der Vater/ - und gern fühlte man sich als Kind.

Ohne Zweifel wäre dieser große Menschenfreund uns viel länger erhalten geblieben, hätten nicht die Schrecken der Verfolgung seinem Herzen unheilbare Schäden zugefügt. Wenige Tage vor seinem Tod besuchte ich ihn zum letztenmal. Er war sich seines Zustands voll bewußt. Alle Liebe und Treue seiner Kollegen konnte den Verlauf nicht aufhalten. Mit hohen Ehren wurde er bestattet und betrauert.

Ein bekanntes Wort sagt, jeder Mensch sei zu ersetzen. Julius Spanier ist ein überzeugendes Beispiel für die Kurzsichtigkeit dieses Wortes und für die Erkenntnis, daß jeder Mensch in seiner Ganzheit eine unwiederbringliche Erscheinung und ein einmaliges Ereignis ist.